

Kaltenkirchener Wintertag - im Jahre 1965

Kaltenkirchens Pastor, ein deutscher Kommunist und ein polnischer Ex-Häftling

Es folgt hier der Abdruck eines Manuskriptes, das als ein Beitrag zu einem dreiteiligen Buch gedacht war.

Der Hamburger Journalist Franz Ahrens, der polnische Journalist und frühere Häftling des KZ-Außenkommandos Kaltenkirchen Sergiusz Jaskiewicz und der Kaltenkirchener Pastor Karl August Döring wollten darin, jeder auf seine besondere Weise, wiedergeben, wie sie jene Begegnung im Winter 1965 erlebten. Von dem Vorhaben blieb als Torso der hier abgedruckte Text von Franz Ahrens, der mich freundlicherweise ermächtigte, ihn zu bearbeiten und zu veröffentlichen. Angefügt werden, als Nachklang jener Begegnung, einige Briefe.

Diese Texte weisen zurück in eine Zeit, in der eine ehrliche Besinnung auf die jüngste deutsche und örtliche Geschichte noch weitgehend vernachlässigt wurde. Symbolisch und konkret dafür steht der dichte Nebel des Vergessens über dem Ort des damaligen Konzentrationslagers mitten in unserer Heimat.

Das gemeinsame Erleben dieser drei so unterschiedlichen Personen zeigt jedoch, wie heilsam und erlösend die Aufhellung der Unkenntnis, die Überwindung des Unwillens wirken kann.

Der Text liegt vor in Form einer maschinenschriftlichen Durchschrift, die ich aus der Hand von S. Jaskiewicz bei einem seiner Besuche in Kaltenkirchen erhielt. Ich habe nur ganz geringfügig in den Text eingegriffen. In einigen Fällen habe ich erklärende Zusätze eingefügt und diese durch Klammersetzung hervorgehoben.



Pastor Döring

Franz Ahrens, Hamburg

Kaltenkirchener Wintertag (oder Die Nussschale)

(Eine Begegnung am Ort des Konzentrationslagers – 20 Jahre danach.)

25. Dezember 1965

Es ist dichter Nebel, „Sascha“ (d.i. der ehemalige polnische Lagerschreiber Sergiusz Jaskiewicz), „Du wirst überhaupt nichts sehen können, nichts vom hohen, weiten schleswig-holsteinischen Himmel. Aber wenn wir heute nicht fahren, kommen wir nie nach Kaltenkirchen. Und ich hatte es seit Deiner Ankunft vor drei Monaten versprochen.“

Wir suchen Kaltenkirchen. Wir suchen alle Spuren von dem, was Du damals erlebt hast, vor mehr als zwanzig Jahren. Immer wenn aus dem Nebel heraus ein ganz kleines Waldstückchen sichtbar wird, eher ein Gehölz, wie es in Holstein zwischen Weiden, Feldern und Knicks üblich ist, sagt Sascha. „So war es. Hier könnte es sein. Da ist ein kleiner Wald gewesen, wo wir sie beerdigt haben. Wie groß ist eigentlich Kaltenkirchen?“

„Das kann ich Dir auch nicht sagen. Ich war nur ein einziges mal in meinem Leben in Kaltenkirchen, als Junge, zum Fußballspielen. Ich bin in Altona in der Kaltenkirchener Straße geboren worden. Vor 53 Jahren als erstes Kind in dieser neuerbauten Straße am ebenso neuerbauten Kaltenkirchener Bahnhof, dem damaligen Ausgangspunkt der Privateisenbahn Altona-Kaltenkirchen-Neumünster. Kaltenkirchen - eigentlich nur ein kleines Nest, dadurch bekannt, dass es an der Eisenbahnstrecke Altona-Kaltenkirchen-Neumünster liegt, einer eingleisigen Privatbahn, an deren Strecke das Blumenpflücken während der Fahrt verboten gewesen sein soll.“

„Ich habe es nie gesehen. Wir kamen ja nie aus dem Lager heraus. Wir dachten, es habe vielleicht fünf Häuser. Man träumte ja manchmal im Lager, wo man eigentlich ist.“

„Ich weiß, wie das ist. Immer nur im Lager! Jahrelang! In Dachau war ich fast drei Jahre. Bin nie aus dem eigentlichen Lager gekommen, habe nie andere Menschen draußen gesehen, nur die Kameraden und die SS, nie eine Frau, nie ein Kind. Ich wusste gar nicht mehr, wie sie aussahen, außer in meiner Phantasie.“

„Ja“, sagte Sascha, „Ich bin auch nicht rausgekommen aus dem Lager. Nur ein einziges mal hatte ich mich einem Leichentransport anschließen können. Ich weiß, wir sind etwa vier Kilometer gegangen. Da war der Friedhof. (Es muß die heutige Gräberstätte Moorkaten gewesen sein) Das Lager mußte also etwa vier Kilometer entfernt von Kaltenkirchen gewesen sein. Aber in welcher Richtung? Ich weiß es nicht.“

„In unserer Vorstellung war Kaltenkirchen ein Dorf von vielleicht fünf Häusern“, sagte Sascha vor sich hin. Er sah nur noch in sich hinein und in die damalige Zeit, aus der er eben wie aus einem grauen Nebel einen Fetzen Erinnerung herauszuziehen bemüht war: den Friedhof, die Bilder der toten Kameraden, den Friedhof im Wald.

„Gut, gehen wir zuerst zum Friedhof in Kaltenkirchen. Wir werden schon etwas finden.“

„Ja, zum Friedhof.“

„Und was meinst Du, könntest Du außerdem noch finden?“

„Wir haben damals den Flugplatz gebaut. Dazu war das Lager dort errichtet worden.“

„Kaltenkirchen soll jetzt der große Flughafen für Hamburg werden. Da werden wir noch etwas finden können.“

„Vielleicht werden wir erst einmal Menschen fragen, ob sie sich erinnern.“

„Da wirst Du wohl kaum Glück haben. Hast Du in Neuengamme bei den Marschbauern welche gefunden, die sich erinnern konnten, dass ein KZ, in dem 55 000 Menschen starben und über 100 000 durchgegangen sind, vor ihrer Haustür stand?“

„Man könnte ja fragen, ob sie sich noch an das Flüchtlingslager erinnern. In unseren Baracken, habe ich gehört, sollen später Flüchtlinge untergebracht gewesen sein.“

Es dauerte keine Viertelstunde, und wir waren in Kaltenkirchen. Im Nebel bemerkte man es kaum. Wir fanden einen Platz, der wie ein Marktplatz aussah, und stiegen aus.

„Hier hast Du die erste Aufnahme, Sascha,“ sagte ich, als er seine Kamera bereitmachte. Es war ein Anschlagkasten. Eine „Junge Bühne“ stellte sich vor mit einem für Kaltenkirchen sicher avantgardistischen Stück.

„Schau, die Jugend ist hier gar nicht hinter dem Mond zurück.“ Sascha knipste.

Dann kam eine Frau. „Fragen wir sie“, sagte Sascha. Ich wünschte „Guten Tag“ und fragte sie, wo der Friedhof sei.

„Der ist hier gleich“, antwortete sie höflich, „gleich links hoch und dann schräg über die Straße.“

„Und die Kirche ist auch dort?“

„Nein, die ist auf der anderen Seite, aber noch näher bei, gleich hier drüben. Wenn der Nebel nicht wäre, könnten Sie sie sehen.“

„Es ist nämlich Folgendes: Dies ist ein Kollege aus Polen. Er war während der Hitler-Zeit hier in Kaltenkirchen lange eingesperrt, in einem Nebenlager des Konzentrationslagers Neuengamme. Wissen Sie noch, wo dies Lager sich befand?“

Wir bemerkten keine Gemütsbewegung. Sie sagte ganz einfach: „Nein, das weiß ich nicht.“

„Vielleicht können Sie sich erinnern“, fiel Sascha ein, „später war dort ein Flüchtlingslager.“

„Nein, ich weiß nicht“, sagte sie. „Aber dann gehen Sie am besten erst zur Kirche und dann zum Kirchhof. Die Kirche ist näher.“

Wir verabschiedeten uns freundlich.

„Siehst Du – wie ich Dir gesagt habe.“

„Vielleicht sind es Zugezogene.“

Bei der Kirche fragen wir: „Guten Morgen, wo wohnt hier der Pastor?“

„Über die Straße im Pfarrhaus.“

Wir treten durch die kleine Pforte auf den mit bunten Steinplatten belegten Weg zum Haus.

„K.A.Döring, Pastor“, steht auf dem glänzenden Messingschild an der Tür.

Sascha: „Döring? Ich weiß nicht, ob der Pfarrer damals so hieß. Ich erinnere mich genau, der Pfarrer hat sich damals für die KZ-Häftlinge eingesetzt. Gewöhnlich wurden die verstorbenen Häftlinge nur irgendwo verscharrt. Dieser Pfarrer aber hat darauf gedrungen, dass im Lager kleine Holzkreuze angefertigt wurden . . . Wir müssen also nach dem früheren Pfarrer fragen, wenn er es nicht gar selber ist.“

((Schon im Sommer 1975 hatte S. Jaskiewicz mir gegenüber berichtet, der Pfarrer habe sich damals für die Häftlinge eingesetzt, und er war der Meinung, dies sei Pastor Thies gewesen. Am 24. 10.1975 bat ich Pastor Thies, damals Propst i.R., brieflich um Bestätigung oder Korrektur dieser Aussage. Eine Antwort erfolgte nicht. Auch ein schon früher erfolgtes Schreiben von S. Jaskiewicz an P. Thies blieb unbeantwortet. Am 2.10.1976 schrieb ich ihm: „Darum war ich auch so froh, als wir die höchst anerkennenden Worte des polnischen Lagerschreibers in Springhirsch fanden.“ Darauf P. Thies, die Darstellung S.Jaskiewicz sei „völlig falsch und aus der Luft gegriffen.“ Und im übrigen: „Man soll diese Dinge endlich ruhen lassen.“))

Da ging die Tür schon auf. Eine stattliche Frau sah uns fragend an: „Bitte schön?“

„Ach, verzeihen Sie, wir hätten ein Anliegen. Ist der Herr Pfarrer zu Hause?“

„Nein, er kommt erst nachher.“

„Schade. Wann kommt er wohl zurück?“

„In einer Dreiviertelstunde, so um halb zwölf.“

„Gut“, sagen wir. „Dann gehen wir erst einmal zum Friedhof. Dorthin wollen wir ohnehin noch. Dann kommen wir wieder. Wäre das recht?“

„Ja, aber er hat um halb eins schon wieder eine Verabredung.“

„Das macht nichts. Bis dann sind wir leicht fertig.“

„Darf ich fragen – damit ich meinen Mann schon vorbereiten kann – um was es sich handelt?“

„Gern. Ich bin ein Hamburger Journalist. Mein Freund hier, Herr Jaskiewicz, ist ein polnischer Kollege. Er hat vier Jahre im Konzentrationslager Neuengamme zubringen müssen. Vor einigen Wochen ist er hierher gekommen, anlässlich der Einweihung der Gedenkstätte Neuengamme. Er ist polnischer Vizepräsident der AMICALE INTERNATIONALE DE NEUENGAMME. Während der vier Jahre hat er auch einige Monate hier im Nebenlager Kaltenkirchen zugebracht. Jetzt suchen wir, ob wir noch etwas aus der damaligen Zeit finden können.“

„Ich werde es meinem Mann bestellen. Also dann – um dreiviertel zwölf.“

Wir gingen zum Friedhof. Die Pfarrersfrau hatte nicht gesagt, dass wir im Kirchenbüro, einem Haus vor dem Eingang zum Friedhof an der Kieler Straße, wahrscheinlich bessere Auskünfte im Sterberegister erhalten könnten als beim Pfarrer.

Kurz vor dem Friedhof eine Anschlagtafel mit einer Versamlungsanzeige des „Bundes der Vertriebenen“ mit einer Einladung zu einer Weihnachtsfeier.

Am Eingang des Friedhofes, bei der Friedhofsgärtnerei, ein Ehepaar, das einen Kranz kauft. Es nieselt noch immer. „Komm, Sascha, wir gehen zuerst einmal am äußersten Rand des Friedhofes entlang. Da ist gewöhnlich irgendwo eine Ecke für Selbstmörder. Dort werden auch Deine Kameraden liegen – unsere.“

„Aber hier ist gar kein Wald“, bemerkt Sascha.

„Laß uns erst einmal schauen. Eine Dreiviertelstunde haben wir Zeit. Dann müssen wir sowieso abrechnen und zum Pfarrer gehen.“

Wir gingen die erste Seitenbegrenzung des Friedhofgevierts ab. Nichts Besonderes. Wir schritten querab, und auf einmal hielt ich inne und sagte: „Da!“

Es waren etwa 15 kleine verwitterte Steinplatten, ganz einfache Platten mit russischen Namen, die Daten vom September bis November 1941.

„Donnerwetter!“ rief ich aus, „das habe auch ich nicht gewusst. Ein Vierteljahr nach dem Überfall auf die Sowjetunion gab es hier schon Kriegsgefangener und Tote.“ Sascha begann, jede einzelne Grabplatte zu fotografieren. Es stand nur der Name und das Datum darauf. Ohne Schmuck.

Während Sascha noch von Grab zu Grab stieg, hatte ich auf der gegenüber liegenden Seite schon etwas Neues entdeckt. Einen größeren, mit einer Hecke eingefassten Begräbnisplatz. Ein alter Gedenkstein, inmitten und etliche Schritte davor ein zweiter, so ein dreigeteilter Grabstein aus Sandstein mit schwarzen Tafeln. Auf dem ersten Stein stand in russischer und darunter in deutscher Sprache etwa das Folgende: „Unseren Kameraden zum Gedenken. Ihre Kameraden aus der Kriegsgefangenschaft.“ Auf dem zweiten Stein war etwas nur in russischer Schrift und Sprache. „Sascha, kannst Du das übersetzen?“ Und er las: „Towarischtschi. Wir, die wir zurückkehren, können den Sozialismus aufbauen. Ihr, die ihr auch gern den Sozialismus geschaut hättet, müsst hier im Lande des Kapitalismus ruhen. Eure Genossen aus dem . . . aus dem . . .“ Sascha buchstabierte: „Lagera Ringirs.“

„Ringiers? Gibt es hier einen Ort Ringiers?“

„Lagera Schbringirsch . Springhirsch!“ holte Sascha endlich aus den verwitterten Zeilen heraus.

„Ach“, sagte ich, „vielleicht die Bezeichnung eines Lagers.“

Datum: 1920!

Auf dem ersten Stein hatte gestanden: 1914-1918.

„Dann war hier schon im Ersten Weltkrieg ein Lager? Hattet Ihr davon gehört?“

„Nie. – Aber was heißt: Springhirsch?“

Die Zeit drängte. „Wir werden nachher wiederkommen. Jetzt müssen wir zum Pastor.“

Am Pfarrhaus flog die Tür auf: „Kommen Sie herein, meine Herren“, lud der Pastor mit schwungvoller Geste ein. Ein sehr energisch, eigentlich mehr wie ein cleverer Geschäftsmann wirkender Mann, dachte ich, 35 bis 40 Jahre alt.

„Treten Sie bitte ein. Ich habe noch Besuch. Aber ich komme gleich zu Ihnen. Wollen Sie bitte hier Platz nehmen.“

Er war eigentlich ein wenig zu gewandt für einen Pfarrer, jedenfalls nicht so, wie sich unsereins einen würdigen Seelsorger vorstellt.

Dann bugsierte er uns in einen großen Raum, offenbar das Büro. Schreibtisch, Bücher, Akten, Tonbandgerät. Allein das Kreuz über dem Schreibtisch deutete an, dass wir nicht in einer Journalistenstube oder in einem Geschäftsbüro, sondern in einem Pfarrhaus waren. „Einen Moment“ - . „und er wehte hinaus, ein Schriftstück in der Hand schwenkend.

Wir setzten uns, schauten in die Runde. Das Telefon klingelte. Frau Döring kam noch einmal herein: „Ein Ferngespräch – entschuldigen Sie bitte.“

Und dann kam Herr Pastor Döring wieder, setzte sich in einen Sessel. „Es ist mir eine besondere Freude“, hub er ebenso schwungvoll wie vorhin an.

Aber ich unterbrach: „Darf ich eben noch einmal kurz unser Anliegen vortragen? Ich bin Hamburger Korrespondent der Tat' in Frankfurt am Main. Dieser Kollege, der damals im Nebenlager Kaltenkirchen des Konzentrationslagers Neuengamme inhaftiert war, möchte seinen damaligen Erlebnissen nachgehen, versuchen, Spuren wiederzufinden.

Wir sind auf Sie gekommen, Herr Pfarrer, weil Sascha eine gute Erinnerung hat an den damaligen Pfarrer – vielleicht kennen Sie ihn. Der muß den Häftlingen geholfen haben.“

„Ja, das war Pastor Thies.“

„Lebt er noch?“

„Er ist heute Probst in Glückstadt. Er hat mir oft erzählt. Er war auch der, der die wirklichen Todesursachen im Sterbebuch eintrug: 'erschossen' und nicht einfach 'Lungenentzündung' usw. Das kennen Sie ja.“

(Bei diesen Toten handelt es sich um die 10 serbischen Kriegsgefangenen aus Kampen, die in der Nacht vor dem Einrücken der englischen Streitkräfte in Kaltenkirchen von SS-Soldaten erschossen wurden.)

„Lassen Sie mich zunächst sagen: Ich möchte Ihnen hier erklären“ – und er setzte seine Worte mit Bedacht, sehr scharf pointiert - „ich möchte Ihnen zunächst sagen, welche besondere Freude es für mich ist, an diesem Tag zum ersten Mal in Deutschland wieder einem polnischen Menschen gegenüber zu sitzen. Ich selber bin aus Elbing und möchte danken, dass ich die Gelegenheit habe, heute einem polnischen Menschen zu sagen, wie ich mich freue, ihm zu begegnen und ihm zu sagen: Ich bin ohne Hass und ein Mensch, der Polen in seinen Grenzen Glück und gutes Gedeihen gönnt, ein Mensch, der wünscht, dass die kleinen polnischen Kinder – haben Sie Kinder? – in meiner früheren Heimat glücklich aufwachsen mögen, ebenso wie meine Kinder hier in Deutschland.“

Verdammt, das klang sehr nach Leitartikel.

„Ich habe als Kind“, fuhr er fort, „schon als 5-jähriges Kind, das KZ Stutthof kennen gelernt, respektive ein Nebenlager, das sich ganz in unserer Nähe befand. Da habe ich schon Furchtbares gesehen.“

Sascha war sehr misstrauisch. „Stutthof? Aber da konnte man doch gar nicht heran. Wie sind Sie dahin gekommen?“

„Besonders das Nebenlager. Das war bei uns ganz in der Nähe. Ich muß Ihnen überhaupt sagen: Ich kannte ein polnisches Mädchen. Es war damals 17 Jahre alt, ich war 19. Sie war zur Zwangsarbeit dort. Sie kam aus einem gebildeten Hause, und sie war sehr schön- Ich hatte mich etwas in sie verliebt. Aber da sagte man mir: 'Wie kannst Du als Deutscher mit einem polnischen Mädchen sprechen?!' Und ich sprach nicht mehr mit dem polnischen Mädchen.

Aber eines Tages sah ich sie im Wald. Sie pflückte Brombeeren. Um ihr einen Gefallen zu tun, pflückte ich rasch eine ganze Handvoll. Sie hatte ihren kleinen Marmeladeneimer in der Nähe stehen, und ich schüttete ihr die ganzen Beeren, ohne dass sie es merkte, hinein. Als sie heran kam und den vollen Eimer sah, sagte sie zornig: 'Wer hat mir die Brombeeren in den Eimer geschüttet?' 'Ich', sagte ich. 'Ich wollte Dir eine Freude machen!' Da holte sie aus, und mit einem kräftigen Fußtritt schleuderte sie den Eimer in die Gegend, daß alle Brombeeren herausflogen. 'Ich brauche nicht Deine Brombeeren. Du nicht mit polnischem Mädchen sprechen, ich nicht Deine Brombeeren brauche. Ihr Deutschen seid alle gleich.' Und sie stürmte davon.

Ich stand sehr beschämt. Sie hatte recht. Und das alles möchte ich gutmachen.

Aber lassen sie mich noch mehr erzählen, damit Sie verstehen, in welcher Lage ich bin. Hier in diesem Schleswig-Holstein, wo ich überall von Nationalsozialisten umgeben bin.

Lassen Sie mich sagen : Ich habe keinen Hass. Mir geht es hier gut. Sind Sie verheiratet? Haben Sie Kinder, Herr Jaksch . . . ?“

„Jaskiewicz – Ja, eine Tochter.“

„Ich habe zwei Mädchen. Sie können also begreifen, wie glücklich ich bin, dass ich hier meinen Dank einmal einem polnischen Menschen gegenüber ausdrücken kann.“

Sascha unterbrach. „Darf ich Sie etwas fragen? Ich schreibe sonst nie mit. Aber diesmal möchte ich es. Geben Sie mir wohl die Erlaubnis, Ihre Worte zu publizieren?“

Pastor Döring nach kurzem Nachdenken:

„Klar, zu diesen Worten stehe ich.“

Und während Sascha nach seinem Notizbuch kramt, fährt der Pastor fort:

„Meine Herren, Sie bleiben doch zu Mittag?“

„Aber, Herr Pastor, Ihre Frau hat gesagt, um halb eins haben Sie eine neue Verabredung.“

„Das mache ich rückgängig. Ein solcher Tag! Ich weiß es kaum zu würdigen, was hier heute in meinem Haus geschieht.“

Er eilt zur Tür und ruft durchs Haus: „Elsbeth!“ Das Weitere geht unter.

Wir sind einen Augenblick allein, schauen uns an. Und jeder denkt wohl: Was ist das für ein Mensch, dieser Pastor Döring? Wenn das echt wäre – aber das ist man in unserem Lande doch gar nicht gewohnt! Welch wundervolles Erlebnis! So unvermittelt. Aber wiederum – der gute Pastor möge uns verzeihen - : es klingt alles ein wenig aufgesetzt. Oder liegt es an meinen Ohren, die noch von der Bauernregel meines Großvaters – auch ein schleswig-holsteinischer Dickschädel – gespitzt wurden: „Hol jeden Minschen för'n Spitzboobn. Is good, wenn he't nich is.“

„Meine Herren, es geht. Sie essen mit mir zu Mittag. Sie müssen es einfach. Einen solchen Tag muß man feiern. Leider bin ich um drei Uhr fest verpflichtet. Ich unterrichte nämlich

auch in der Berufsschule. Wir Pastoren sind schon aufgeschlossen. Denken Sie an die Denkschrift zur Frage der Vertriebenen und der Ostgebiete.“ Es sprudelte nur so heraus.

„Dennoch, wir haben es hier nicht leicht in Schleswig-Holstein, wie ich schon sagte. Meine Frau stammt aus Pillau. Mein Vater wurde von Polen nach dem Einmarsch der Roten Armee erschossen. Aber Hass gegenüber polnischen Menschen empfinde ich dennoch nicht. Natürlich würden wir gerne unsere Heimat einmal wiedersehen.“

Sascha fällt ein: „Warum auch nicht? Ich nehme an, dass sich aus unserem heutigen Tag eine Korrespondenz entwickeln wird. Und wenn Sie den Wunsch haben – ich bin zwar nicht in Staatsdiensten – aber ich denke, ich könnte so einen Wunsch erfüllen helfen.“

„Wirklich? Das wäre eine Freude! Aber die Heimat meiner Frau ist Pillau, und das ist heute ja russisch.“

„Auch das – könnte ich mir denken – wird möglich sein.“

„Wissen Sie, mit meiner Frau bin ich kürzlich aufgefallen“, erzählte Pastor Döring schon weiter. „Wir waren eingeladen vom 'Bund der Vertriebenen'. Bei der Vorstellung erwähnte meine Frau, sie sei aus Pillau. Darauf einer der Herren: 'Was man mit unserer Heimat macht, ist einfach eine Schande'. 'Ja,' sagte meine Frau: 'Eine Schande, was Hitler mit unserer Heimat gemacht hat.'“

„Der Hitler? Die Pollacken!“ „Aber das hat doch Hitler gemacht!“ Binnen einer Viertelstunde waren wir dort hinauskomplimentiert. Ja, meine Frau denkt wie ich.“ . . .

Und schon wieder geht das Telefon.

Dann kommt Pastor Döring zurück.

„In Polen war ich nie wieder. Mehrmals aber drüben in Ostdeutschland. Ich weiß nicht, wie Sie eingestellt sind. Sie waren beide im KZ. Vielleicht sind Sie für die ostdeutsche Propaganda zugänglich. Vielleicht sind Sie gar Kommunisten – wäre mir auch gleich . . .“

„Richtig vermutet, ich war früher Chefredakteur am kommunistischen Zentralorgan in Düsseldorf. Ich war zusammen mit meiner Frau erst 1962 wieder in Untersuchungshaft, und seit dem läuft immer noch der Haftbefehl gegen mich – bin nur vom Vollzug verschont. Und natürlich sehe ich, was in der DDR geschieht, anders als Sie.“

„Wissen Sie, ich kann da manches einfach nicht verstehen. Aber lassen wir das.“

Ich möchte Ihnen vielmehr noch ein Erlebnis aus meiner Jugendzeit erzählen, damit Sie sehen, wie sehr mich dieser Augenblick, da Sie da so plötzlich an einem nassen, kalten Dezembertag unter mein Dach treten, mitten in meine Amtsgeschäfte hinein, bewegt.

Mein Vater war ein Sozi. Wir waren also eigentlich gut erzogen, als Menschen, meine ich. Wie ich 13 Jahre alt war, da geschah folgendes:

Wir hatten einen Juden im Dorf. Der ging mit einem Bauchladen umher und durfte nichts anderes machen, als so allerhand Zeug, Schnürsenkel, Rasierklingen usw. verkaufen. Er war eine markante Erscheinung mit seinem weißen Bart. Eines Tages sagten wir Jungen: Wir müssen diesen Juden steinigen!

Wir bewaffneten uns, nahmen jeder ein paar Steine, und als er um die Ecke kam, warfen wir zu. Ich auch. Ich hatte einen Stein in der Hand. So . . .“ Er war aufgestanden und holte mit dem rechten Arm weit aus.

„Das war ja ein Itzig, der war zu besiegen. Und wir bewarfen ihn mit Steinen. Sie trafen ihn am Kopf, hier an der Schläfe, und sein Blut rann herunter.“ Er machte eine Pause. „Wir warfen und warfen, bis er hinfiel und seinen Bauchladen verlor. Wir sprangen hinzu, triumphierten: Wir haben einen Itzig besiegt! Und rafften, was wir greifen konnten: Rasierklingen und Schnürsenkel und Knöpfe. Und damit rannten wir nach Hause. Ich stürmte ins Haus und sagte: Papa, wir haben einen Juden besiegt, hier, hier, er liegt da und blutet.“

Sonst hatte meine Mutter mir wohl eine 'gelangt', und auch der Vater hat mich, wenn ich's nötig hatte, geschlagen. Jetzt aber tat er nichts dergleichen. Er tat etwas, was ich nie an ihm gesehen hatte: Er weinte.

Dann strich er mir übers Haar und sagte: Kind, Kind, was haben sie bloß mit euch gemacht?! 'Aber Vater', sagte ich, 'wir haben doch einen Juden besiegt! 'Kind, Kind!' Er weinte. Es war totenstill im Zimmer. 'Ja. Meine Herren und darum . . . begreifen Sie . . . das musste ich Ihnen alles sagen.' -

„Wissen Sie, Herr Pastor Döring, wo der Friedhof des Lagers war? Es ist doch nicht der Friedhof, den wir vorhin besucht haben. Dort haben wir nichts gefunden.“

„Nein. Ich weiß, wo der andere Friedhof lag. Propst Thies hat mir davon erzählt. Wir waren auch zusammen dort. Darum bin ich ja auch so beschämt.“

Es war auch einmal ein anderer Amtsbruder hier. Wir sagen ja Bruder zu einander. Mit ihm war ich auch einmal auf dem Friedhof. Und da fragte ich: 'Wer liegt denn hier?' „Ach“, sagte er, „Da liegen die Franzosen, dort die Pollacken.“

'Und hier, wo wir stehen?'

'Hier? Ach, da liegen die Kzler.'

'Wieviele?'

'So 500 Stück.'

'Was, wo? Hier, wo wir stehen?' Hier wucherte Unkraut.

'Ja.'

'500?'

'Ja, wie die Heringe. Aber was haben Sie denn?'

'Das sagen Sie so ruhig? Kommen Sie zurück. Wir können doch nicht auf den Gräbern dieser unglücklichen Opfer stehen!'

'Na, na, das sind doch nur Kzler gewesen.'

'Aber Bruder', sagte ich, 'wie können sie so etwas sagen!?. Jeder einzelne dieser 500 war ein Mensch! Ein Mensch mit seinen Hoffnungen, mit seinen Wünschen, mit seinem großen Glauben an dies Leben, an seine Familie.'“

Pastor Döring hatte sich so in Leidenschaft geredet, dass er plötzlich zur Tür ging und in die Küche rief: „Elsbeth, hat es noch eine halbe Stunde Zeit bis zum Essen? Ich zeig den Herren eben rasch noch den Friedhof. Wir fahren schnell zum KZ-Friedhof.“

„Ja, eine ¾ Stunde könntet ihr wegbleiben.“

„Dann sind wir wieder hier. Kommen Sie, meine Herren!“ Und schon war er im Mantel.

Wir stiegen ins Auto, fuhren eine ganze Strecke, bis die Straße nach Heidkaten abbog.

Sascha hatte Recht gehabt: Etwa 4 km fuhren wir. Rechts begann ein Wald. Und die bekannten weißen Schilder: „Militärisches Übungsgelände. Betreten verboten!“. So wie man es von den Nato-Plätzen in der Lüneburger Heide kennt.

Dann sagte der Pfarrer: „Hier ist es. Halten wir hier. Sie werden nichts sehen.“

„Nein“, sagte ich zu Sascha, „das hätten wir allein nie gefunden.“

Wir stiegen über den Schlagbaum, Sascha fotografierte. Und dann gingen wir immer tiefer in das Waldstück hinein

„Siehst Du“, sagte Sascha, „ich hab doch eine Erinnerung an den Wald gehabt“. Und da hatte ich schon etwas entdeckt: „Da, schau Sascha, zwischen den Bäumen!“

Ein paar Kreuze.

„Ja“, sagte der Pfarrer, „hier ist es.“

Mitten im Wald fanden wir ein umzäuntes Stück. Dahinter Kreuze, weit über hundert schwarze Kreuze. Jedes Kreuz trug eine Nummer und eine kleine Trikolore – blau-weiß-rot.

„Das sind die Franzosen“, sagte Sascha. „Aber wo sind die Polen?“

„Hier“, sagte Pfarrer Döring und zeigte nach rechts.

„Aber kein Grabkreuz, kein Schild, keine Angabe, dass hier auch Polen liegen. Und hier müssen mindestens 500 Polen, 200 Russen, 150 Franzosen und viele andere liegen. Nur die Franzosen-Gräber waren gekennzeichnet.“

„Das hier ist die Stelle“, sagte Pfarrer Döring, „wo damals alle einfach unter dem Unkraut verscharrt wurden, wo ich mit dem Amtsbruder stand. Ich wundere mich: Das hier ist ja gepflegt

In der Tat, es waren ein paar Sträucher gepflanzt. Und rechts, wo die Polen-Gräber sein sollten, stand ein einzelnes großes hölzernes Kreuz mit der Aufschrift: „Den Toten zum Gedenken.“

Was für Tote waren es? Wie waren sie umgekommen?

Unter dem Kreuz ein noch frischer Kranz, eine noch frische Schleife in den Farben schwarz-rot-gold mit der Aufschrift: „Die Gemeinde Kaltenkirchen – dem Gedenken der Toten.“

„Der Kranz ist noch ganz frisch?“

„Ja, er ist noch vom November, vom Totensonntag. Das haben wir eingeführt. Ich muß als Pastor immer am Heldengedenkstein reden. Und da habe ich gesagt: Wir haben hier noch andere Helden-Gräber, die müssen genauso geehrt werden. Seitdem wird auch hier ein Kranz niedergelegt. Die Pflege ist vor allem das Verdienst des alten Bürgermeisters Ströh. Er ist jetzt 87 Jahre alt.“

„Aber kein Mensch findet hierher, kein Mensch kann sehen, was hier ist. Kein Hinweisschild. Und auf Bundeswehrgelände! Sehen Sie da: die Überreste von Rauchbomben.“

Sascha sucht immer noch das Geviert ab, das etwa 40 mal 60 m misst.

„Es muß noch viel mehr Gräber geben. Es war nicht so klein. Stellen Sie sich vor: 500 Polen, 200 Russen, 150 Franzosen – allein während ich hier war!“

„Ja“, sagte Pfarrer Döring langsam, „es stimmt. Es sind auch in der Umgebung noch viel mehr verscharrt.. Nur dies Stück hat man eingefriedigt. Wollen wir froh sein, dass wenigstens das gepflegt wird.“

Wir fahren zurück. Das Essen ist gerichtet.

„Bitte, meine Herren, zu Tisch!“

Bevor noch die Suppe aufgetragen wird, kommt die kleine Ulrike: „Guten Tag“.

„Wir müssen eigentlich 'Sie' sagen“, scherzt der Vater. „Seit gestern besitzt sie einen eigenen Schreibtisch. Ich habe einen alten Schreibtisch ausrangiert, und den hat jetzt Ulrike bekommen.“

Sascha, sogleich galant: „Mein Fräulein, Sie . . . „ Und er fragt sie allerlei, ob sie Klavier spiele usw.

„Das ist doch seltsam“, beginnt Pastor Döring. „Ich kann Ihnen nicht verhehlen, dass man, wenn man hört:, das da ist ein Kommunist, zuerst doch misstrauisch ist. Was ist das für ein Mensch? Der guckt doch wohl die Pastoren als Pfaffen an. Obgleich mein Vater ein Sozi war – ich hab immer ein großes Misstrauen gegen Kommunisten gehabt und kann es so einfach auch nicht überwinden.“

„Wahrscheinlich ist dies Misstrauen auch nicht so ganz von ungefähr. Wir Kommunisten haben es Ihnen auch nicht gerade leicht gemacht. Ich darf Ihnen da vielleicht ein kleines Erlebnis aus Dachau erzählen.

Ich war, nachdem ich zwei Jahre Gefängnis wegen Vorbereitung zum Hochverrat verbüßt hatte, als junger Student am 1. Juli 1936 nach Dachau gekommen. Da erlebte ich am ersten Sonntag folgendes:

Es war einer der ganz wenigen Sonntage, an dem wir nicht arbeiten mussten.“

„Mußten Sie auch Sonntags arbeiten?“

Sascha und ich lächelten: „Natürlich, in all den Jahren gab es fast nie einen Sonntag, und wenn, war bestimmt ‘Generalreinigung’ oder ähnliches. Was das Leben zusätzlich schwer machte.

An diesem Sonntagmorgen hieß es plötzlich: ‘Antreten vor den Baracken!’ Es war noch das alte Lager. Strahlender Juli-Sonnenschein. Über die Lautsprecher erklang der damals gängige Schlager ‘Komm, schwarzer Zigeuner...’.

Das Lagertor öffnete sich, und der diensthabende SS-Kompanieführer (damals hießen die Blocks noch Kompanien) schritt mit einem Pfarrer, einem katholischen Pfarrer aus dem Ort Dachau, hin zu unseren Baracken.

Der Kompanieführer ließ stillstehen, der Pfarrer stellte sich vor die Front und fragte mit väterlicher Stimme: ‘Wer möchte zum Gottesdienst?’

Es rührte sich niemand.

Der SS-Mann triumphierte: ‘Sahn’s – koaner will eini!’ Er grinste.

Der Pfarrer schritt die Front entlang und wiederholte: ‘Wer möchte von Ihnen zum Gottesdienst? - Na, möchte denn keiner?’ Niemand trat vor.

“Und warum nicht“ fiel Pastor Döring ein.

Das will ich Ihnen sagen. Einige Sonntage zuvor war zum ersten mal seit Jahren einem Pfarrer erlaubt worden, ins Konzentrationslager Dachau zu gehen und einen Gottesdienst für die Häftlinge abzuhalten. Dieser Pfarrer hatte auch damals die Frage gestellt: ‘Wer will in die Kirche, wer will zum Gottesdienst?’ Und es war eine beträchtliche Anzahl, etwa 150 oder mehr Häftlinge herausgetreten.

Am nächsten Tag, am Montagmorgen, als die Arbeitskommandos sich nach dem morgendlichen Zählappell formieren sollten, hatte es dann geheißen: ‘Kirchgänger rechts raustreten!’, und die wurden dann den ganzen Tag durch die berüchtigte Kiesgrube gejagt und furchtbar gemartert.“

„Da kann man sich vorstellen“, sagte Pastor Döring, „dass sich keiner ein zweites mal gemeldet hat.“

„Natürlich, aber Woche für Woche, an jedem Sonntagmorgen, gab es dasselbe Bild: Der Pfarrer kam zum Lagertor, die SS im Torhaus schaltete zum Hohn für diesen Pfarrer in seinem schwarzen Talar den ‘Schwarzen Zigeuner’ ein.

‘Wer möchte zum Kirchengang. Wer möchte zum Gottesdienst?’

Und keiner ging raus. Dann schritt der Pfarrer, den Kopf schüttelnd und bitter lächelnd, den gleichen Weg zurück.

Natürlich wusste er, was geschehen war. Dennoch kam er Sonntag für Sonntag wieder.

Aber warum erzähle ich Ihnen das? Ich wollte Ihnen nur sagen, dass Ihr Vorurteil gegen uns durchaus begründet war.

Wir hätten doch hier sofort eine gemeinsame Front sehen sollen: Hier Christen und Kommunisten – dort die SS, der gemeinsame Feind. Das aber war anfangs durchaus nicht so.

An einem der ersten Sonntage geschah es noch, dass auf die Frage: ‘Wer will zum Kirchengang?’ aus einer der angetretenen Kompanien heraus gerufen wurde: ‘Wir haben das nicht nötig!’ Worauf der SS-Mann hämisch grinste, der Pfarrer aber still antwortete: ‘Wer weiß. Vielleicht haben Sie doch einmal nötig,’ sich abwandte und bitter ernst zum Tor hinausschritt.

Wir haben damals darüber diskutiert, nachher, und erst viel später haben wir gesehen, wie falsch das war.“

Frau Döring hatte die Suppe aufgetragen.

Pastor Döring sagte: „Wir halten es immer so, dass wir zu Anfang beten.“

Wir falteten zwar nicht die Hände mit, aber wir senkten den Kopf, und Pfarrer Döring sprach das Tischgebet: „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast und segne, was du uns bescheret hast. Amen.“

Dann langten wir tüchtig zu. Und bald kam auch das größere Mädchen aus der Schule..

Nun wurde Reis aufgetragen und Hühnerfrikassee. Wir sprachen über dies und das. Plötzlich sagte Pfarrer Döring zu den beiden Mädchen: „Laßt bitte einen Moment den Löffel liegen. Ich möchte euch etwas sagen: Wenn man jemals in eurem Leben zu Euch über die 'Pollacken' oder über die bösen Kommunisten spricht, dann denkt an diese Stunde: Vor euch sitzen hier zwei Menschen, zwei gute Menschen, ein Kommunist, ein Pole . . .“

Sascha warf zart ein: „Auch ich bin Kommunist.“

„Dacht ich mir gleich“, lächelte Pastor Döring, und fuhr fort:

„Ihr, meine Kinder, wenn jemals einer schlecht von den Menschen in Polen, schlecht von den Kommunisten spricht, dann denkt an diese Stunde, da ihr hier mit zwei von ihnen an einem Tisch gegessen habt. Denkt an diese Stunde.“

Still aßen wir weiter

„Und ich will Ihnen trotzdem noch, obwohl ich um drei in die Berufsschule muß, den Ort des Lagers herausfinden. Ich muß Ihnen leider gestehen: Ich weiß selbst nicht, wo es war. Aber ich werde es in Erfahrung bringen.“

„Ja, diese Erfahrung haben wir schon gemacht. Es will keiner etwas wissen.“

„Nein, die ganze Stadt nicht. Ich weiß es wirklich auch nicht. Aber ich werde es rauskriegen. Entschuldigen Sie mich, ich möchte telefonieren.“

Seine Frau sprach inzwischen das Abschlussgebet. Wir standen auf. Pastor Döring, nach einigem Nachdenken: „Jetzt müssen uns die Hämorrhoiden helfen!“

„ . . . ??“

„Kommen Sie, meine Herren, wir haben es eilig. Elsbeth, nimm Du meinen Wagen, die Herren fahren mich hinaus. Du mußt ja um Drei schon in der Gemeinde sein. Ihr habt da die Weihnachtsfeier. Ich fahre mit den Herren. Setzen Sie mich bitte um 3 Uhr ab. Entschuldigen Sie, dass ich es heute so eilig habe. Es kommt so überraschend. Aber ich lade Sie ein, wieder zu kommen. Mein Haus steht Ihnen immer offen. Platz für viele, es steht Ihren polnischen Freunden immer offen.“

„Danke“, sagte Sascha. „Und ich erneuere noch einmal meine Einladung an Sie.“

„Herr Ahrens, auch wenn Sie kommen wollen, ich würde mich freuen, Ihre Familie hier einmal zu sehen. - Kommen Sie, wir fahren.“

Wir fuhren über die Stelle hinaus, an der wir vorher den Friedhof gefunden hatten, 2 km weiter, und hielten vor einer Gastwirtschaft. (Gastwirtschaft Flick, „Flicks Vadder“, Heidkaten)

„Ich muß hier einmal aussteigen. Aber kommen Sie bitte nicht mit hinein. Die Leute würden stutzen, und dann kriegen wir gar nichts aus ihnen raus. Aber die Frau in der Küche, die muß es wissen. Hier in der Nähe soll das KZ gewesen sein.“

Nach einer Weile kam er augenzwinkernd wieder. „Fahren Sie schnell los. Die Hämorrhoiden haben geholfen.“

Wir blickten einander fragend an. Dann erzählte er: „Ich hätte das nicht herausgekriegt, wenn ich nicht einen Trick angewandt hätte. Ich bin in die Küche gegangen. Dort ist eine alte Frau beschäftigt. Ich sagte: 'Na, Trina' - und er sprach, wie ein 'Quittje' eben Plattdeutsch spricht: 'Wat makt denn diene Himmoriden?' 'Ach,' seggt se, 'dat geit all veel beeter. Ick hev nu en nees Mittel vun Dokter kregen, un nu geit dat ja woll.' Na, und wie ich denn nun so'n bisschen mit ihr schnacke über dies und das, frage ich beiläufig: 'Du, segg mol, Trina, wo weer hier denn eigentlich dat KZ?'

Ganz betroffen sagte sie: 'Dat KZ? Wat wülln Se dormit? Wat hem Se vör, Herr Pastor?'

‘Och, gornix’, sag’ ich, ‘Mi full dat bloß so in. Hier in den Näch weer doch en KZ. Ick wet bloß nich mehr, wo dat genau weer. Dat mutt doch hier west ween.’

‘Jo’, sagte sie, ‘dat weer hier gliks achterüm, twee Kilometer noch un denn rechts rin, dor is son lütte Kaffeebod, Astra-Bier steit dor an. Glik dor achter is das Lager ween’.

‘Och ja, staimmt ja ook.’

‘Wat hem Se vör?’ hat sie wieder gefragt, und man fühlt, dass ich etwas angerührt hatte, über das keiner gern reden will.“

Wir fuhren noch zwei Kilometer. Saschas Erinnerung hatte ihn nicht getrogen. Das Lager lag nicht vier Km von Kaltenkirchen entfernt, sondern etwa acht km. Vier km wars zum Waldfriedhof gewesen, der dazwischen lag.

Wir bogen bei dem Bier-Häuschen rechts ein, und Pastor Döring sagte: „Hier war das KZ.“ Nichts als Wald. Wieder militärisches Gelände. Ein paar barackenähnliche Gebäude, doch offenbar verändert und bewohnt.

Dann ein steinernes Haus, halb zerfallen – von Übungen oder aus früherer Zeit.

Wir gingen weiter.

„Es muß dort eine große Lichtung gewesen sein“, sagte Sascha. „Da ist sogar in den letzten Tagen, als alles drunter und drüber ging, ein englischer Flieger gelandet und wieder aufgestiegen. Aber wo ist hier die Lichtung? Vielleicht ist sie in den 20 Jahren zugewachsen?“

„Hier müssen eigentlich noch alte Baracken stehen“, sagte der Pfarrer.

Wir ließen Sascha eine Weile allein.

Pastor Döring stellte fest: „Er ist ganz fertig. Ich glaube, er weinte. Jedenfalls haben wir das Lager gefunden, mit Stacheldrahtresten. Und jetzt versucht Sascha noch zu fotografieren.

Im Wald fanden wir ihn wieder. In einer Abfallgrube lag ein großer Schaftstiefel.

„Als ob der von der SS wäre“, meinte der Pfarrer. Das war sicher nicht der Fall. Solange hätte er sich nicht gehalten. Aber wir machten doch noch eine Aufnahme von dem Stiefel und dem Stacheldraht. Es bot sich als Symbol ja geradezu an. Für Sascha barg der Pfarrer ein Stück Stacheldraht, das er zur Erinnerung mitnehmen könnte.

„Hier“, sagte Sascha und zeigte auf ein freies Feld, „hier war es auch, wo der Engländer landete. – Wie alt mögen diese Kiefern sein?“

„Die werden 25 Jahre alt sein.“

„Ja, das ist es. Damals waren sie ganz niedrig. Es ist hier gewesen.“

Dann fuhren wir im Eiltempo nach Kaltenkirchen zurück.

„Sascha“, sagte Pastor Döring, „bevor Sie nach Polen zurück fahren, gebe ich Ihnen einen Brief an Ihre Tochter mit. Sie sagten, sie sei 19 Jahre alt. Ich will ihr erzählen, was mir dieser heutige Tag bedeutet, die Begegnung mit Ihnen.“

Wir setzten ihn an der Berufsschule ab und wollten sofort zurück nach Hamburg fahren. Immer noch ging ein feiner Nieselregen nieder. Ich fragte Sascha, ob wir gleich nach Hamburg durchfahren oder unterwegs eine Tasse Kaffee trinken wollten

„Eigentlich möchte ich das hier tun“, sagte er.

„Ich habe mir nie träumen lassen, erstens lebend herauszukommen aus Kaltenkirchen und zweitens, noch einmal in meinem Leben in Kaltenkirchen eine Tasse Kaffee trinken zu können.“

Ich suchte nach einem Cafe. Wir fanden erst nach einigem Suchen ein ganz modernes Eis-Cafe, das offenbar schon eingerichtet war für den künftigen Hochbetrieb, wenn hier der zentrale Flughafen für Hamburg sein würde.

Dem Cafe gegenüber, in ein Rasenstück eingebettet, ein Findling mit der eingemeißelten Inschrift :Kalisch 561 km.“

„Was heißt das?“ fragte Sascha.

„Das ist ein Stein, der mahnt, dass wir nur 561 km zu gehen haben, um altes deutsches Land wieder in Besitz zu nehmen.“

Offenbar eine Patenschaft, wie sie wohl jede Gemeinde, jede Stadt in der Bundesrepublik für eine Stadt jenseits der Oder und Neiße hat.

Sascha fotografierte. Das beobachtete man wohl vom Cafe aus, das zu dieser Zeit nur von zwei, drei Leuten besucht war.

Denn als wir eintraten und uns an einen Tisch setzten, kam, kaum dass wir zum Büfett hin Kaffee und Kuchen bestellt hatten, der Besitzer zu uns in seiner weißen Konditorjacke. Ein Mann in meinem Alter. Er legte mir triumphierend eine Illustrierte hin, den neuen „Stern“

Ob er ahnte, dass wir von der Presse waren?

„Hier, meine Herren, eine tolle Sache. Ja, so ist das.“

Ich verstand nicht gleich. Ich blätterte im „Stern“.

„Hier, hier“, sagte er, „Ach, Sie haben es ja schon aufgeschlagen.“

Und ich sah die Fortsetzung einer Serie: „Recht oder Rache?“ und erkannte sofort Bilder vom Nürnberger Kriegsverbrecherprozeß, der genau vor 20 Jahren begonnen hatte..

„Da sieht man’s mal. Die Polen, die Russen, die Amis, die Engländer, die Franzosen hatten ja überhaupt keine Rechtsgrundlage. Die mussten ja erst mal vier Wochen zusammenhocken“, schreibt selbst der „Stern“, „um überhaupt eine Grundlage für diesen Prozeß zu finden. Da sieht man mal: ‘Recht oder Rache’ Mit Recht hat es überhaupt nichts zu tun gehabt.“

In mir kochte es. Das fehlt uns gerade noch: Sascha hier mit diesem aufwühlenden Erlebnis, und jetzt das!

Ich blinzelte ein wenig zu Sascha, ließ aber den Konditormeister noch ein, zwei Sätze weiterreden.

Ich sagte, die Zeitung glattstreichend, betont langsam:

„So, jetzt werden Sie gleich etwas erleben. Haben Sie dies Geschäft – es ist ja neu – schon lange? Wohnen Sie schon lange in Kaltenkirchen?“

„Ja, ich bin hier immer gewesen. Ich bin hier ja geboren.“

„Ach, das ist ja interessant. Dann kennen Sie ja auch das, was wir hier gesucht haben. Mein Kollege hier aus Polen, war nämlich Häftling im KZ Kaltenkirchen, einem Nebenlager von Neuengamme. Und jetzt ist er hierher gekommen, nach 20 Jahren zum ersten mal und sucht die Spuren seiner damaligen Erlebnisse.“

Sascha schaute, ich schaute. Aber in dem Gesicht des Konditormeisters rührte sich nicht das Geringste.

„Das ist ja interessant. So kommt er also“ (‘Er’ sagte er) – so kommt er also durch die Welt. Jetzt sieht er sich also Deutschland an. Ja, ich bin auch durch die Welt gekommen, ganz rum. Ich kann auch russisch, polnisch. Sdrastwitje, nicht? So heißt es doch, nicht? Ne? Guten Tag. Ja, so kommen Sie rum. Ich war in Russland, ich war überall. Als Sonderführer war ich da. Und wenn der Krieg nicht so ausgegangen wäre, wär ich auch heute noch da. Sdrastwitje also!“

„Was sagen Sie da?“ sagte Sascha-

„Sdrastwitje.“

„Ach, sagte Sascha, „das ist russisch“.

„Ja, wie heißt denn auf polnisch noch ‘Guten Tag’?“

„Dobre dien.“

„Ach ja“, sagte er, „na eben, wenn man überall in der Welt gewesen ist . . .“

„Wie sind Sie denn dahin gekommen?“ sagte Sascha, „und was haben Sie denn da gemacht, wenn ich fragen darf?“

„Ich hab da Brot gebacken. Ich war da in der Sondereinheit. Ja, Brot hab ich dort gebacken, ja.“

„Sie sagen doch, sie waren Sonderführer.“

„Ja, ja, da hab ich immer Brot gebacken.“

Es rührte sich durchaus gar nichts in seinem Gesicht.

„Wie man durch die Welt kommt! Der eine so, der andere so!“

„Ja, und seh'n Sie“, sag' ich, „so gucken wir natürlich die Illustrierte etwas anders an als Sie.“

„Ja, sagte der Mann, „man weiß ja auch gar nicht, was nun war. Aber es ist ja interessant, mal die Frage zu stellen: Recht oder Rache. Nicht? Wenn wir den Krieg gewonnen hätten, dann hätte es den Prozeß natürlich nicht gegeben. Ja, so ist das eben, einmal so, einmal so, wie's gerade kommt.“

Und dann merkte er doch, dass diese Worte nicht ganz die richtigen seien und sagte: „Ich selbst habe nie ein Gewehr angefasst, weiß heute noch nicht, wie ein Gewehr angefasst wird.“

Ich sag': „Das ist doch Ihre Tochter am Büfett. Wie alt mag sie sein? 17 Jahre?“

„Ja, ja“, sagt er, „ich hab' auch einen Sohn, 18 Jahre“

„Sagen Sie, für was denn haben Sie den aufgezogen? Er soll doch mal das Geschäft übernehmen?“

„Ja, ja, wär' auch schlimm, wenn wieder Krieg käme. Nein, nein, das wollen wir nicht. Wozu hat man denn den Jungen aufgezogen? Nee, ich sag auch immer, was soll der Krieg, nicht?“

Ich diskutierte nun eine Weile mit ihm, während Sascha nachdenklich schwieg. Was mochte ihn wohl dabei bewegen?

„Er sagt ja gar nichts“, meinte der sonderbare Sonderführer, und zeigt auf 'Ihn'.

Nun, wir tranken unseren Kaffee aus.

Sascha blätterte lange in einer Zeitung, in der „Segeberger Zeitung“, der Ortszeitung, und hatte dort offenbar etwas Interessantes entdeckt.

„Welch ein Zufall! Hier ist Pastor Döring gerade abgebildet“, sagte er mir dann. Und beim Aufstehen, als ich an der Tonbank zahlte, hörte ich Sascha zum Wirt sagen: „Entschuldigen Sie bitte, ich hätte zum Schluß noch eine Frage.“

„Ja, und?“ sagte der.

„Ich möchte Zur Erinnerung Ihnen gerne diese Zeitung abkaufen. Kann ich die wohl haben?“

Jeder andere Gastwirt hätte wohl gesagt: aber selbstverständlich, bezahlen brauchen Sie die nicht. Es sind ja nur 20 Pfennige. Aber unser Konditormeister – unser Sonderführer, der in Russland nur Brot gebacken hatte – sagte: „Nee, nee, das geht nicht. Die brauche ich ja noch für andere Gäste. Sie können sich ja eine kaufen, in der Bahnhofstraße gibt's die.“

Wir gingen hinaus. Es begann zu dunkeln.

Ich hielt an der nächsten Buchhandlung, um eine Zeitung zu holen. Es war gut, dass ich Sascha nicht mit hinein genommen hatte. Er hätte denken können, ich hätte jetzt alles für ihn bestellt, um ihm dies andere Deutschland, das noch gar kein anderes Deutschland war, zu zeigen:

Der Buchhändler notierte gerade eine Bestellung von einem offenbar prominenten Kunden aus dem Honoratiorenkreis der Stadt.

„Ein Kampf um Rom“, sagten sie. Von wem ist das doch noch?“

„Von Felix Dahn“, sagte der mit einem Unterton der Entrüstung darüber, dass der Buchhändler das nicht wusste.

„Ach so, ja, von Felix Dahn. Ja, zu Weihnachten kriegen Sie es bestimmt noch. Aber ich habe hier noch etwas ganz anderes für Sie. Etwas, was Sie noch nicht kennen.“

„Das gibt's ja nicht!“

„Doch, kommen Sie mal mit.“

Und er nahm ihn an dem Arm, und sie entkamen dadurch meinen Ohren.

In diesem Geschäft bekam ich auch nicht die Zeitung. Man verwies mich wieder auf die Bahnhofstraße. Und dort endlich erhielten wir die gewünschten Exemplare von der „Segeberger Zeitung“, die wir zur Erinnerung brauchten.

Wir fuhren ab. Der Nebel war nun der Nacht gewichen.. Es nieselte weiter. Kalt, trüb. Wir fuhren nach Hamburg zurück.

Ein trüber Wintertag hatte sich geschlossen, der 15. Dezember 1965, die ganze bundesdeutsche Welt eingeschlossen. Wie in einer Nussschale. An einem einzigen neblig-nassen Wintertag des Jahres 1965, eben vor Weihnachten – voller Licht beim Pastor – und voller Kälte.

Statt eines Nachwortes:

Ich war kaum zu Hause angekommen, da läutete schon das Telefon. Pastor Döring sagte meiner Frau, wie sehr ihn diese Begegnung mit uns ergriffen habe. Und lud uns noch einmal zu einer gemeinsamen Kaffeestunde ein.

Darauf schrieb ich ihm am nächsten Tag einen Brief:

Sehr geehrter Herr Pastor,

Ich möchte mein Versprechen gleich einlösen und Ihnen eine Ausgabe der „TAT“ schicken. Auf Seite 8 finden Sie das Interview mit dem Kollegen Sascha, über das wir sprachen. Der Tag mit Ihnen und Ihrer Familie, so überraschend zustande gekommen, war auch für mich ein tiefes Erlebnis. Das wird unauslöschlich haften bleiben. Dafür und auch für Ihren freundlichen Anruf bei meiner Frau möchte ich mich von Herzen bedanken. Ich kann nur wünschen, dass es nicht unsere letzte Begegnung gewesen ist. Ihrer Gattin und Ihnen, wie auch Ihren beiden Töchtern frohe Weihnachten und ein erfolgreiches Neues Jahr wünschend, verbleibe ich mit freundlichen Grüßen
Ihr

Franz Ahrens

Schon wenige Tage später, am Heiligabend, erhielt ich das folgende Antwortschreiben, das diesem Festtag eine beglückende Weihe gab:

Lieber Herr Ahrens,

Zum erstenmal stehe ich vor dem Problem, einem dezidierten Atheisten ein gesegnetes Weihnachtsfest zu wünschen. Ich mache das mit großer Freude, lieber Herr Ahrens. Aber Sie müssen es mit Humor ertragen, dass ich mit dialektischer Gründlichkeit überlege, was uns trennt und was uns verbindet.

Was uns trennt, ist doch wohl nur dies: Ich glaube, dass ein personifizierter guter Wille durch die Person des Jesus von Nazareth transparent wurde und dieser zerquälten, innerlich unfertigen Welt den Frieden gibt. Wenn ich Sie recht verstehe, ist Ihre Grundlage der Glaube an die Veränderlichkeit der Materie durch den Geist.

Was uns verbindet, wiegt jedoch viel schwerer. Wir bringen es beide nicht über das Herz, leidenschaftslos zuzuschauen, wie einer den anderen, um mit Bert Brecht zu sprechen, „auszieht, plündert, schlägt“. Wir bringen es ebenfalls nicht über das Herz, die Augen vor den grässlichen Gefahren zu verschließen, die uns und unseren Kindern drohen, wenn die einzige Beziehung zwischen den Menschen das „big business“ ist. Und noch eins verbindet uns: Wir bringen es beide nicht fertig, „das einfache Volk“ wie einen Heringsschwarm anzusehen. Sondern wir sehen in jedem Menschen, nicht nur in den netten einfältigen, sondern auch in den deformierten, zu kurz gekommenen, geschändeten, ich meine die, die geschändet wurden und die, die sich selbst schändeten, - wir sehen in ihnen den Bruder oder die Schwester. Und wir werden uns beide bis zuletzt weigern, ihnen unsere Achtung zu entziehen.

Wir beide sind nicht die einzigen in Ihrem und in meinem Lager, die bestürzt feststellen müssen, wie nahe wir als Menschen beieinander stehen, ohne dass wir unsere Weltanschauung oder Glaubenseinstellung verfälschen oder verwässern.

Ich danke nochmals ganz herzlich für Ihre Offenheit, für Ihre große Bereitschaft, mich zu verstehen und zu tolerieren. Lassen Sie uns weiter so ehrlich miteinander verkehren.

Weil ich aber der Meinung bin, dass wir nicht nur ein Stückchen des Weges gemeinsam gehen sollten, sondern vor einer gemeinsamen Front stehen, uns ein Kampf aufgezwungen ist, der uns gemeinsam betrifft, sollten wir uns wiedersehen.

Seien Sie und Ihre Frau herzlich begrüßt

Von Ihrem

Karl Döring.

Wir Kommunisten sprechen wohl häufig davon, im Bündnis mit anderen demokratischen Kräften das Einigende vor das Trennende zu stellen. Der Pfarrer tat es, war uns hier turnhoch überlegen.

Sascha hatte zur gleichen Zeit einen ähnlich beglückenden, im Inhalt aber doch völlig anderen Brief erhalten:

Lieber Herr Jaskiewicz,

Die moderne Psychologie lehrt uns, dass der Mensch nur aus einigen Urerlebnissen zusammengesetzt ist, alle anderen Erlebnisse sind angeblich Modifikationen dieser Urerlebnisse.

Ich habe nie untersucht, ob das wahr ist. Ich will nur sagen, dass Ihr Besuch in meinem Hause ganz gewiß ein unverwechselbares, einzigartiges Erlebnis für mich war. Sie können die Folgen Ihres Besuches nicht abschätzen. Ich erziehe immerhin einige tausend Jugendliche mit. Es kommen tausend Menschen mit mir in Berührung. Von dem Datum Ihres Besuches ab werde ich noch deutlicher und offener sagen, was ich bisher aus einem gewissen Mangel an Mut oft genug verschwiegen habe. Glauben Sie mir, lieber Herr Jaskiewicz, ich bin nicht der einzige in Schleswig-Holstein, der Polen in seinen Grenzen Glück und gutes Gedeihen gönnt. Die meisten Menschen haben freundliche und gute Gedanken Ihrem Lande gegenüber. Wir Älteren haben bisher nur zur Kenntnis genommen, dass die polnische Landwirtschaft gute Produkte liefert. Aber unsere Jugend wird tief berührt vom polnischen Kultur- und Geistesleben. Es wächst eine Generation heran, die Ihrem Lande in sehr großer Achtung gegenübersteht. Sie kennen die „Gordischen Knoten“ genau so gut wie ich. Eine kleine Clique Vertriebenen-Funktionäre erweckt den Eindruck, als repräsentiere sie die Öffentlichkeit. Die polnischen Regierungsstellen werden nervös und schießen scharf zurück. Das wiederum scheint zu bestätigen, dass unsere Funktionäre recht haben, dass Polen uns also unversöhnlich feindselig gegenübersteht. Jedes freundliche Wort, das von Ihnen herüberdringt, schmälert die Basis dieser gefährlichen Leute.

Im Augenblick arbeite ich an einem Aufsatz, den ich mit „Der Mann aus Polen“ betitle. Ich möchte Sie bitten, auch wenn ich ihn nicht gleich im Druck unterbringen kann, ihn Ihrer Tochter mitzunehmen. Sie haben völlig recht: Die einzige Hoffnung, die wir haben, ist Ihre und unsere Jugend. Diese Hoffnung dispensiert uns natürlich nicht von dem Kampf, den ich meinerseits vielleicht noch bewusster und mutiger zu führen habe. Seien Sie herzlich begrüßt, und vergessen Sie nicht, dass Sie die Hoffnung offen ließen, mich noch einmal zu besuchen, vielleicht mit Herrn Ahrens. Das würde für meine Frau und mich eine große Freude sein. Ich werde niemals mehr vergessen, wie Sie an der Stelle Ihrer Demütigungen standen, ohne Hass, und nur ein Stückchen Stacheldraht mitnahmen.

Ich wünsche Ihnen ein frohes Weihnachtsfest in Deutschland,
Ihr Döring.

Anfang Januar reiste Sascha ab. Wenige Stunden zuvor erreichte ihn per Eilbrief der versprochene Brief Pastor Dörings an seine Tochter:

Sehr geehrtes Fräulein Hanna Jaskiewicz,

Dieser Brief wurde in Westdeutschland für Sie geschrieben. Unser Land ist ein schönes Land, ein Land mit Gebirgen und Meeren, ein reiches Land.

Die Provinz, aus der dieser Brief kommt, ist eine der schönsten Provinzen. Sie liegt zwischen den Meeren. An der Westseite geht das Land fast unmerklich in das Meer über, an der Ostseite haben wir Wälder und Seen wie in Polen. Drei große Häfen verbinden uns mit der Welt: Hamburg, Kiel und Lübeck. Ich grüße Sie aus Schleswig-Holstein.

Diesen Brief schreibt ein Deutscher, ein Mann, der ungefähr so alt ist wie Ihr Vater, der zwei Töchter hat und eine gute Frau. Wenn ich sage, ich sei so alt und so groß wie Ihr Vater, so ist da doch ein Unterschied. Ich bin sehr gesund und kräftig, während Ihrem Vater vergangenes Leiden ins Gesicht gezeichnet ist. Aber davon will ich nicht reden. Ich meine, ich bin kräftiger als Ihr Vater.

Der Brief erreicht Sie aus einer deutschen Kleinstadt, eine schöne Stadt, eine saubere Stadt, eine pünktliche Stadt. Um sechs Uhr hört man das Pfeifen des Zuges, um sieben Uhr das Signal der Fabrik, um acht Uhr läuten die Glocken. Es ist eine ordentliche Stadt, eine deutsche Stadt, aber das sagte ich schon.

Diesen Brief schreibt ein Pastor. Er wohnt mitten im Ort. Eine mittelalterliche Kirche, ein altes, gepflegtes Pfarrhaus, das ist die Umgebung.

Dieser Brief ist an eine junge Polin gerichtet, ein Mädchen, von dem ich nicht weiß, ob sie blond oder dunkel ist, ob sie uns hasst oder bewundert, ob sie über uns triumphiert oder uns fürchtet, ein Mädchen, von dem ich nur weiß, das es 18 Jahre alt ist und dass es die Freude ihrer Eltern ist.

Es ist schwer, aus dem Bekannten, dem Vertrauten aufzubrechen und ins Unbekannte hinein zu schreiben. Es ist ein Wagnis. Ich gehe dieses Wagnis ein in der Hoffnung, einen Adressaten, sei er wie er sei, zu finden.

Es war ein Mittwoch wie alle anderen auch. Die Nordsee verbreitete dichten, erdrückenden Nebel über unser Land. Auch das ist nichts Seltenes hier. Die Besucher in meinem Amt kamen und gingen. Die letzten beiden, die vor dem Mittagessen kamen, schienen nur wenig von meiner Zeit zu beanspruchen. Ein wenig Konversation und dann dies: „Ich komme aus Polen, um die Gräber meiner Kameraden noch einmal zu sehen. Helfen Sie mir, dass ich sie finde.“ – „Welche Gräber? Welche Kameraden?“ – „Ich war hier einige Zeit im KZ.“

Und dann dies: Der feste Boden unter den Füßen, die tröstliche Ordnung um mich her schien zu wanken. Der Park, die Bäume im Park, die Kirche, das Haus, das Amt, all das erschien wie ein Traum. Nur die nüchterne Frage dieses Mannes aus Polen und einige hundert Leichen, lieblos im Sand meiner Heimat aufgeschichtet, und ein zäher, Jahre hindurch unterdrückter Schmerz in der Brust waren das einzig Wirkliche. Meine Stimme klang heiser und lieblos, als ich Ihren Vater zu der Fahrt an die Stätte seines Elends bat. Es gelang mir, die Mauer des Schweigens zu durchbrechen. Ich fand das ehemalige KZ, und ich fand den kleinen Friedhof. Das Atmen wurde mir an diesem Tag sehr schwer. Aber auch Ihr Vater atmete kurz. „Das war die Baracke der SS, drüben stand meine Baracke. Ich schaute ihn an, um sein Gesicht zu sehen. Der Mann in mittleren Jahren schien plötzlich wie ein Greis zu werden – von einem zum anderen Augenblick. Seine Hände zitterten. Ich dagegen blieb vierzig Jahre alt und nicht mehr.“

Wir fanden den Friedhof, teils im Wald versteckt, aber in guter Ordnung. Ein Verbotsschild bedeutete, dass das Betreten des Waldes nicht erlaubt sei. Aber der kleine Friedhof war gepflegt, denn wir sind sehr ordentlich.

Wir schreiten über die weiche Erde. Mich befällt der Gedanke, dass die toten Leiber, das Erdreich so locker gemacht haben. Ein entsetzlicher Gedanke! Doch das ist ja physikalisch unmöglich, sage ich mir. Wie heißt es doch: Du bist von Erde genommen, und Erde wirst du werden. Vielleicht, dass Humus aus Leichenresten so locker ist, das kann natürlich sein.

Ich habe Ihren Vater kennen gelernt. Ich habe viel Härte in ihm gespürt, aber ebenso viel Liebe. Er hat seine Füße unter meinen Tisch gestreckt. Und er hat in einer Familie nahe dem Ort, wo er geschändet und geschlagen wurde, zu Mittag gegessen.

Ich habe gemerkt, dass er Atheist, dass er Pole ist, und ich hörte ihn sagen, dass der Gedanke der Versöhnung nicht das Monopol der Christen sei. Ihr Vater weiß ja, dass ich Christ bin, dass ich ein typischer Deutscher bin, dass mich die technischen Wohlstandsattribute bisweilen im Denken und Empfinden behindern und dass ich ein Kind meiner Vergangenheit bin.

Mein Vater starb durch polnische oder russische Hand, so wie Millionen Russen oder Polen durch deutsche Hand starben. Der Weg, der uns zueinander führt, ist steinig und schmal. Ich spüre eine tiefe Müdigkeit in mir, diesen Weg zu gehen. Nur eines macht uns ähnlich: die Vision einer besseren Zukunft. Ihr Vater hofft auf unsere Jugend, und auch ich hoffe auf sie.

Wir, die Generation Ihres Vaters, sind verstrickt in Schuld. Nirgendwo in der Geschichte können wir eine Konstante finden, von der wir Recht ableiten können. Die Bilanz gegenseitiger Grausamkeit haben wir aufgegeben, denn sie fällt zu unseren Ungunsten aus.

Ich habe auf dem Friedhof des Außenlagers von Neuengamme begriffen, dass wir den Menschen dort unten trotz allem Schein näher sind, als wir ahnen.

Was uns am Leben hält, das ist die törichte, dumme, politisch völlig unmotivierte Hoffnung auf Sie, d.h. auf jene polnischen Jungen und Mädchen und jene deutschen Jungen und Mädchen, die sich hier und da mit staunendem Respekt in unseren Tagen kennen lernen.

Verzeihen Sie, dass ich statt mit Denkwürdigkeiten mit einem Traum schließe. Ich träume davon, dass meine Kinder gute Christen sein werden. Ihr Vater träumt davon, dass Sie eine gute Kommunistin sein werden. Wir beide träumen davon, dass sie einander eines Tages begegnen, unbelastet und fröhlich, nach der Art junger Leute scherzend, dass Sie meinen Töchtern etwas sagen von polnischer Literatur und polnischer Kunst, vielleicht auch vom polnischen Gesellschaftsgefüge, und dass es meinen Töchtern gelingen möge, Ihnen zu zeigen, dass wir gute und friedliche Nachbarn sind. Ich möchte dabei sein und Ihr Vater auch. Wir haben Ihnen nicht viel zu sagen. Der Schrecken unserer Jugend bleibt uns immer nahe. Wir wollen auch nicht viel mehr als zuschauen. Allein dies, dass unsere Kinder wieder Freunde werden, gibt unserem Leben wieder einen Sinn.

Unser KZ ist ein verlassenes Trümmerfeld. Unsere Erde, barmherziger als die Menschen damals, deckt die Toten. Und die Freude an Ihrem, der Jugend Leben, drückt Ihrem Vater und mir ein Lächeln ins Gesicht. Sie sollen glücklich sein in Ihrem Land, von der Oder bis zum Bug, und Sie werden uns unser Glück gönnen von der Oder bis zum Rhein.

Gott gebe, dass sich dieser Traum einst erfüllt.

Seien Sie nun herzlich begrüßt von meiner Frau und meinen Kindern. Falls Sie einmal ein Semester in Hamburg studieren oder falls sie einmal einen Urlaub im Westen verbringen, müssen Sie bei uns wohnen und unser Gast sein.

Mit herzlichen Grüßen Ihnen und Ihren Eltern

Ihr

Döring.

Sascha selbst entäußerte sich seines sonst so unstillbaren journalistischen Eifers. Dies Erlebnis dürfe nicht in einer Reportage „verbraten“ werden, die den Tageswind einer Zeitung nicht überdauere. Der Schriftsteller in ihm erwachte. Und so ließ er mit diesem Erlebnis sein Buch beginnen, das er über Deutschland schrieb:

Franz Ahrens notiert hier handschriftlich:

(„Hier einfügen Saschas Beitrag und die Antwort seiner Tochter an Pastor Döring.“)

(G. Hoch: Dieser „Beitrag“ und diese „Antwort“ sind leider nicht auffindbar, ebenso wenig die Adresse Saschas.)

Franz Ahrens schließt:

Damit schließt sich der Kreis um diesen neblig-kalten Wintertag in Kaltenkirchen, im Jahre 21 der Bundesrepublik Deutschland

(G. Hoch: In dem Konvolut, der diese Texte enthält, finden sich noch zwei Briefe von Pastor Döring. Sie sollen hier folgen.)

Kaltenkirchen, den 1.1.1967

Lieber Herr Ahrens,

Unserer Verabredung folgend, schreibe ich den Brief, den ich handschriftlich in fast unleserlichem Konzept vor mir habe, den ich vor mehr als einem halben Jahr an Sie richtete und nicht abschickte, nun ab, um ihn Ihnen zu senden.

Zu meiner Überraschung sagten Sie, dass Sie diesen Brief viel lieber im Original in Händen hätten, als nachträglich ein dürftiges Referat darüber zu hören. Wenn ich mich also nun in meinem Verhalten korrigiere, so bleibt doch dies bestehen, dass ich mich mit jedem Satz, heute wie damals, identifiziere. Anbei der Brief im unveränderten Wortlaut.

Es grüßt Sie herzlich

Ihr Döring

Karl-August Döring, Pastor

Kaltenkirchen, 15.4.1966

Lieber Freund,

Erlauben Sie mir diese Anrede – ich weiß nicht, ob Sie sie passend oder unpassend finden. Ich weiß nur, dass sie ehrlich ist. Ich bin so froh, wieder von Ihnen zu hören. Dank für den Brief, Dank für die Registratur aller Impressionen! Sie haben also erste und wichtigste Arbeit

geleistet, und Sascha hat recht, wenn er diesen Anfang interessant und richtig nennt. Allerdings glaube ich, wir sollten seine verhaltene Kritik nicht überhören. Auch mir will scheinen, hier schreibt ein Sozialist, der ein Leben lang mit „geballter Faust“ hat kämpfen oder dulden müssen.

Zur Kontemplation ist dem Schreiber wenig Zeit geblieben, am allerwenigstens zu rein ästhetischer Kontemplation. Ich glaube hier einen Mangel der gesamten deutschen Literatur der Linken zu sehen. Der bittere Kampf um soziale Gerechtigkeit ließ keine Zeit, die Maßstäbe der „Symmetrie und Schönheit“ (Schiller) zu ergründen. So entstand allmählich der fatale Eindruck, als sei der westliche Kapitalismus der legitime Erbwalter der deutschen Klassik. Offenbar besitzen die slawischen Völker die stärkeren seelischen Reserven, denn was dort, abseits aller herkömmlichen Formen in Literatur und Malerei entsteht, ist von bezwingender Schönheit.

Ich weiß, lieber Herr Ahrens, Sie haben zeitlebens auf einem Platz gestanden, um den Sie keiner beneidet. So tragen Sie die „Wundmale“ unserer Zeit in der Seele. Wählen Sie einen anderen adäquaten Ausdruck, falls Ihnen dieser nicht passt. Ihre Schilderung ist ehrlich und deshalb sprachlich überzeugend. Aber ich gewinne den Eindruck, als habe Marx in einem schlechten Augenblick jegliche Poesie verboten. Es ist alles zu sehr Bericht, Dokumentation, Fotografie, Reportage. Es fehlen die eigentümlichen hellsichtigen Assoziationen, die Lichtreflexe über der ideologischen Mauer, die uns trennt. Aber Sie haben den ersten Schritt getan. Sie haben uns einen Kristallisationspunkt gegeben. Sie haben gleichsam dem Mosaikbild die Skizze geliefert.

Ich referiere die Vorstellungen zu meinem Text: „Es wächst kein Gras darüber.“ Wir knüpfen an den Waldfriedhof an und schlagen damit das Thema an, dass über dem Leiden die heilende Zeit versagt. Es wächst kein Gras darüber. Das Wesentliche liegt im Bereich des Emotionalen, das sich nur andeuten lässt: Der polnische Widerstandskämpfer sucht den gezeichneten Geistlichen von Einst. Aber er findet einen selbstbewußten Geistlichen, der ihn peinlich an amerikanisches Management erinnert. Er spürt, dass das Grauen von einst partiell noch in ihm hockt. Sein Freund, der Kommunist, diagnostiziert den Geistlichen vorschnell als Exponenten einer geistlichen Größe, die sich immer bereitwillig verkaufte, wenn das

Preisangebot hoch genug war. Aber der Geistliche selber bemüht sich um eine krampfhaft vorgetragene Höflichkeit, ergeht sich in Deklamationen, die sich wie Presseerklärungen anhören. Auch er ist nur in der Lage, in Klischeevorstellungen zu denken..

Vor ihm sitzen Atheisten, Kommunisten, Männer, die sicherlich vor Hass und Abscheu bersten, die nur gezähmt sind, weil unsere „Stärke“ dazu zwingt. Sie sind voreinander auf der Hut, ohne zu merken, dass sie immer noch Gefangene sind. Nur der Pole, durch die Folter des Konzentrationslagers gereift, ist müde, ein wenig gleichgültig. Er will über die Gräber seiner Freunde schreiten. Sie finden den Friedhof, der gerade in seiner Ordentlichkeit und Sauberkeit, mit seinen harmlosen Inschriften schrecklich ist.

Sie gehen über die Gräber der Gemordeten. Doch hier werden plötzlich alle Argumente irrelevant. Die Emotionen zerrinnen, werden undeutlich. Die dialektische Beweisführung stockt wie eine zu früh verfehlte Rechenaufgabe. Übrig bleiben drei Männer, die aus dem dunklen Fichtenwald heraustreten, im nasskalten, schlammigen Nebel, nur den einzigen heißen Wunsch im Herzen fühlend, dass es Frieden bleiben möge.. So kehren sie jeder in seine Vorstellung zurück: der deutsche Kommunist folgt seinem Traum von der völkerversöhnenden Macht des Sozialismus, der Pole spürt in seinem von Krankheit geschwächten Leib die Kraft zum geduligen Ertragen. Auch er hofft auf die Vollendung des Menschen. Der Christ sieht sich dagegen in einer vergehenden Welt einer kommenden

Schöpfung gegenüber. Das Einzigartige an diesem Buch wird der Erweis sein, dass das Bibelwort wahr ist, das davon spricht, dass allen Menschen guten Willens Friede werde. (Sie werden gewiß sagen, dass die Kräfte der Humanität sich neu formieren.) Die Gefahr dieses Buches wird sein, dass der künstlerische Gehalt stark gemindert wird durch unsere jahrelange ideologische oder religiöse Einfärbung der Sprache. Die Aufgabe aber wird sein, dass, obwohl drei verschiedene Welten sich begegnen, drei unterschiedliche Sprachen gesprochen werden, zum Erstaunen der Drei eine gemeinsame „Vox humana“ hörbar wird.

Es mag Sie, lieber Herr Ahrens, als überzeugten Kommunisten mit leichtem Entsetzen erfüllen, dass ich Sie in der Nähe meines Heilandes Jesus Christus weiß, dass ich in Ihnen trotz Ihrer deutlichen Absage gegen das Christentum meinen Bruder sehe. (Ihre Genossen und meine Brüder würden sich totlachen über so viel schwärmerische Naivität.) Aber sie kennen mich nur als Einfaltspinsel, ohne zu ahnen, dass den Einfältigen letztlich diese Welt gehört.

Im übrigen lassen Sie mich noch sagen, dass meine Hoffnung, dass wir unser Erlebnis zu einem öffentlichen Postulat machen können, gering ist. Für Ihre Leute und für meine Leute bleiben Sie und ich versöhnlerische Einfaltspinsel, die aus guter Laune heraus die Gegensätze vertuschen. Dann wollen wir mit Würde und Zurückhaltung dieses geheime Wissen mitnehmen ins Grab: stärker als der induzierte Hass, die gegenseitigen Vorurteile ist das Band der Menschlichkeit, das uns verbindet.

Es grüßt Sie herzlich Ihr

Döring.